

Umschau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **4 (1909-1910)**

Heft 11

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Leben in Rumänien bietet viel des Interessanten und Merkwürdigen; man hat den Eindruck einer kräftig sich entwickelnden europäischen Kultur, daneben aber erinnert uns so vieles an den Orient mit seinem malerischen Kolorit und seinem — wirtschaftlichen Rückschritt. Gewiß ist Rumänien ein Land der Zukunft. Noch steht es im ersten Stadium seiner kulturellen Entwicklung — noch einige Jahrzehnte, und es wird zu den bestverwalteten und fortschrittlichsten Staaten Europas gehören.

Umschau

Von Vierteln, Zweiteln, Halben und von der Bildung. Des Doktors Knabe läuft hinüber ins Pfarrhaus mit der Bitte, das Telephon benützen zu dürfen. Die Frau Pfarrer traut aber dem Knaben mit Recht nicht zu, daß er mit dem Ding richtig umzugehen wisse; sie geht zu dem geheimnisvollen Kasten, klingelt und macht die Bestellung selber: „der Herr Doktor werde morgen um Dreiviertel auf zehn Uhr mit dem Zug in Wehlingen ankommen und bitte, ihn mit einem Wagen abzuholen; — ja, ja Dreiviertel auf zehn Uhr hat er gesagt, Dreiviertel auf zehn, . . . drei vier — tel, ja, . . . ich weiß selber nicht, was er meint, aber Sie sehen dann schon, wann am Vormittag ein Zug ankommt.“

Wenn nach Ablauf der neunten Stunde fünfundvierzig Minuten verflossen sind, so nennt man diesen Zeitpunkt auf Hochdeutsch, überall, wo diese Sprache gesprochen oder gelehrt wird, Dreiviertel auf zehn Uhr. In unsern Mundarten haben wir dafür zum Teil andere Benennungen: ein Viertel vor Zehn, in Zürich: e Viertel n ä ch (n a h) Zäni, in der westlichen Schweiz aber übereinstimmend mit dem hochdeutschen Sprachgebrauche: Dreiviertel auf zehn. Man kann sich solcher bunten Mannigfaltigkeit freuen. Aber auf die sprachlichen Kenntnisse und den Sprachunterricht in unsern Schulen wirkt es doch ein ganz eigentümliches

Licht, wenn wir hören, daß „höher“ geschulte Leute nicht imstande sind, ihren Nachbarn zu verstehn, der ihnen in der Muttersprache sagt, wie viel Uhr es eben geschlagen hat. Ja, wenn die unglücklichen drei Viertel eine Feinheit höhern französischen Stils oder ein Geheimnis der englischen Grammatik wären, — dann hätte es die Frau Pfarrer in der höhern Töchterschule gewiß gelernt. Aber deutsch! Das können wir ja immer gut genug.

* * *

Sechs Monate machen ein halbes Jahr, und sechs Würste ein halbes Duzend. Wenigstens früher war es so. Auch gab es halbe und ganze Flaschen und Liter.

Das ist jetzt ganz anders geworden, oder beginnt, anders zu werden. In der Rechnungsstunde hat der Herr Lehrer gefunden, es sei bequem, dem Viertel und dem Drittel einen Zweiteln zur Seite zu stellen. Gewiß ist das bequem für Anfänger, denen man begreiflich machen will, was durch Zweiteilung aus einem Ganzen entsteht, obgleich schließlich jeder Erstkläßler recht gut weiß, was ein halber Apfel ist. Zwar ist der Zweiteln kein gebräuchliches deutsches Wort und kommt nur in der Musik als Zweizweitelstakt vor. Doch unsere deutsche Sprache ist wunderbar biegsam und duldet wohl auch einmal Ungewohntes, wenn ein guter Zweck dadurch gefördert wird.

So hat denn die Schule, unsere ehrenwerte schweizerische Volksschule, den Zweitel aufgebracht. Aber leider nicht nur das, sie hält ihn durch den ganzen Rechnungsunterricht hindurch fest, sie kennt Zweitelsliter und Zweitelsmeter und Zweitelsduzende, ja Zweitelsstunden. Sie verbannt das Wort halb völlig aus dem Sprachgebrauch der Schüler. Und wir haben es erlebt, mehrmals erlebt, daß erwachsene, gebildet sein wollende Leute uns vorlasen, das und das werde um halb zehn Uhr, nein: um neun ein zweitel Uhr stattfinden. Da ist es nun doch höchste Zeit, daß gegen solche Unnatur etwas geschieht. Neun ein zweitel Uhr ist gar nichts. Kein Mensch spricht so, weder in der Mundart noch im Hochdeutschen, weder in Zürich oder Bern, noch in Wien, noch in Danzig, Strakburg oder sonstwo. Halb Zehn überall, soweit wir blicken. Und wer Freude daran hat, schreibt und liest etwa neun ein Halb, aber unerhört ist neun ein Zweitel.

Ein geteiltes Ganzes wird zu zwei Halben, so ist's immer und überall gewesen. Oder soll es anders werden? Da muß es nun folgerichtig auch in dem alten geistlichen Volksliede künftig heißen:

Aus Gottes ew'gem Rat
hat sie ein Kind geboren
wohl zu der Zweitels-Nacht.

Und dann führen wir einen tüchtigen Schwabenstreich und es wird heißen:

Zur Rechten sieht man wie zur Linken
Einen Zweitels-Türken heruntersinken.

Alle Lesebücher müssen verbessert werden, damit alle Welt sieht was man vermag mit einer richtigen — Zweitelsbildung.
E. B.

Zürcher Theater. Mit einem hellen, lachenden Erfolg begann das Schauspiel im neuen Jahr: Björnsons Alterswerk, im letzten Jahr im Druck erschienen (nicht mehr bei Albert Langen, dem seinem (Ex-) Schwiegervater Björnson im Tode vorausgegangenem Münchener Verleger, sondern bei S. Fischer in Berlin), in Dresden im November aus der Taufe gehoben, das Lustspiel „Wenn

der junge Wein blüht“ wurde mit starkem, herzlichem Beifall aufgenommen, einem Beifall, der für zahlreiche Wiederholungen wohl ein sicheres Prognostikon bildet.

Björnson hat sich auf seine von Ibsen so bedeutsam abweichende Manier verschiedentlich mit dem Eheproblem beschäftigt, mit ernststen Mienen (von den „Neuvermählten“ abgesehen) z. B. in dem tendenzhaften „Handschuh“, wo die Ehewürdigkeit des jungen Mannes unter dem Gesichtspunkt der Reinheit (will sagen der physischen Keuschheit) postuliert wird; mit lustspielhaftem Ausgang dann in dem Stück „Geographie und Liebe“, wo eine durch allzu leidenschaftlichen wissenschaftlichen Betrieb des Mannes gefährdete Ehe wieder ins Gleichgewicht gerückt wird, indem der Mann seinen Fehler einzieht und die Frau dann selbstverständlich auch den ihren.

In dem Stück, das der 77jährige schrieb (oder doch zum Druck fertig stellte), in dem wiederum als Lustspiel instrumentierten Dreiakter „Wenn der junge Wein blüht“, ist die Frau diejenige, welche aus einer einst idealen Liebesehe ein kühl temperiertes eheliches Zusammenleben gemacht hat. Sie, die Frau Arvit, hat den Tätigkeitsteufel im Leibe. Sie liebt es, als eine unternehmende Geschäftsfrau zu gelten, und entwickelt in sich einen Selbstständigkeitsdrang, der sie ihren ruhigen, das Leben auf seine ergrauten Haare hin gerne behaglich genießenden Gatten mit einer gewissen überlegenen Mißachtung oder Beiseiteschiebung behandeln läßt. Dagegen steckt sie immer mit ihren Töchtern zusammen, richtet sich in ihren Schlafzimmern ein, macht den Mann dadurch zum faktischen Cölibatär (was ihm besonders weh tut) und schafft ihrem trotzdem noch lebhaft schlagenden Herzen ein angenehm sentimentales Aufregungsmittel dadurch, daß sie sich in jeden Mann, an den sich Eheprojekte für eine der Töchter anknüpfen lassen, selbst, platonisch natürlich, verliebt und deshalb das Verlobungsgeschäft mit einer Intensität be-

treibt, als wenn sie ihre eigene Sache führte.

Der Papa schaut eine hübsche Weile ruhig und gelassen zu. Aber es kommt der Augenblick, wo es mit dem Schweigen und Schlucken doch auch ein Ende hat. Neben sich sieht er seinen gleichaltrigen Schwager, den Propst Hall, einen noch lebenslustigen Witwer, ein zweites Eheglück sich zubereiten durch seine Verlobung mit Arviks jüngster Tochter (wodurch aus dem Schwager sein Schwiegerjohn wird). Mit dem Blühen des jungen Weins hat der alte zu gären angefangen. Und diesen Gärungsprozeß verspürt auch Arvik. Reisegefühle regen sich in ihm, und wenn man gar noch zur Reise eine hübsche junge Begleiterin hätte, wär's doppelt schön. Aber eigentlich ernst ist es dem klugen Arvik mit diesen Projekten doch nicht. Wenn nur bei ihm zu Hause wieder alles so stände, wie es sein liebevolles Herz sich wünschte; das wäre ihm doch das schönste Glück! Und siehe da: die Gefahr, den Mann und den Vater zu verlieren, läßt die Frau und die Töchter Generalrevision über ihr Verhalten zum Gatten und Papa halten, und sie werden inne, wie sehr sie mit ihrer Taktik, Arvik einfach kalt zu stellen, sich um ihn nicht zu kümmern (angeblich um ihn nicht zu stören), unrecht gehandelt haben. Frau Arvik erinnert sich wieder an ihrer Liebe Lenz, wo ihr Mann seiner Leidenschaft für sie sogar poetische Früchte abgewonnen hatte, die sie nur zu lange schon im Schreibtisch verschlossen und vergessen hat. Und so kommt auch über ihren alten Wein die Gärung, und da im Moment, wo die Klage um Arvik und die Vorwürfe der Töchter gegen die Mutter herzbeweglich akut geworden sind, Arvik von seiner projektierten, aber gar nicht angetretenen Seereise zurückkehrt, kommt es zu einem schönen, runden Abschluß dieser Gärungswirren und zu einer neuen Klärung des alten guten Liebesweins.

Die Mittel, mit denen dieses Ende gut alles gut herbeigeführt wird, sind gewiß keine gar ungewöhnlichen. Das

Abreisemotiv wie das Motiv des wieder entdeckten und elegisch genossenen Manuskriptes mit den Liebespoesien sind von besonderer Originalität wahrlich frei. Das macht auch nicht die Stärke und Würze des Stückes aus. Diese bezieht es aus der warmen Fröhlichkeit, die in dem Lustspiel dieses Alten pulsiert; aus der guten Laune, mit der Menschen und Situationen gezeichnet sind. Diese besondere Sorte von Frauenemanzipation, die darin besteht, daß die Frau das Regiment des Hauses an sich reißt, den Mann als *quantité négligeable* behandelt und mit den Kindern gemeinschaftliche Sache gegen den nominellen Hausherrn macht — diese Sorte Emanzipation von der rechten, gesunden Eheordnung frisch und lebhaft und mit sonniger, auch den Ernst anmutig verklärender Heiterkeit dargestellt zu haben: darin beruht das Verdienst dieses Lustspiel eines alten jung Gebliebenen. Seiner Lust zum Predigen entsagt selbstverständlich auch diesmal Björnson nicht ganz; aber er artet nirgends ins Graue, Doktrinäre aus; er findet immer wieder den Weg zur Lustspieltonart und zum Lustspielrhythmus zurück. Daß es Björnson in seinem hohen Alter noch so lachlustig zu Mute ist; daß er ein so warmes Verständnis für das Liebebedürfnis auch der ältern Jahrgänge sich bewahrt hat: das zeigt, daß er am Ende einer arbeitsreichen, temperamentvoll durchgelebten Laufbahn als ein Glücklicher sich fühlt. Und ein solches Tasagen zum Leben oder besser zu sich selbst ist doch immer etwas Schönes.

Die Aufführung geriet im ganzen gut. Ganz Vortreffliches leistete Anna Storm als Frau Arvik. Das war schauspielerisch der Höhepunkt des Abends. Und schließlich ist ja auch dramatisch die ins rechte Geleise zurückgeführte Frau Arvik die wichtigste Person.

H. T.

Berner Stadttheater. Schauspiel.
Der dunkle Punkt. Lustspiel in 3 Akten von Gustav Kadelburg und Rudolf Presber. Aus der Kadelburgschen bürgerlichen Volksküche kommt dieses Stück. Bei der Zubereitung hat Presber mitge-

holfen, und man empfindet das sehr angenehm. Trotzdem kann man nicht von einem Lustspiel sprechen. Es ist zu viel fröhliche, lustige Unwahrscheinlichkeit darin. Das Milieu, das zur Behandlung kommt, ist bereits zu sehr ins Komische veridealisiert. Aber die Klassifikation ist im Grunde nebensächlich. Man kann das hier höchstens anführen, damit man sich erinnert, daß es in der fröhlichen Schauspielkunst noch ernstere und wertvollere Stücke geben kann und gibt. Man ist im übrigen erfreut, daß die beiden Garfköche eine so lustige Speise zubereitet haben. Man kann den ganzen Abend lachen und sogar mit gutem Gewissen, denn es sind keine Plattheiten, sondern es ist gesunder, harmloser Mutterwitz. Wenn der Vorhang aufgeht, verloben sich zwei. Damit wäre für Kadelburg eigentlich das Stück zum glücklichen Abschluß gelangt. Es sind nun aber in drei Akten noch allerlei Punkte zu erledigen, darunter auch der dunkle Punkt. Diese Erledigung besorgt der Freiherr Gebhard von Dühnen, dessen Pflicht es ist, an der feudalen Tradition seines Geschlechts weiterzubauen. Durch Kauer wurde er in ausgezeichneter Weise interpretiert. Nach der sehr gründlichen Prüfung widersezt sich nämlich der Freiherr der Verlobung seines Sohnes, weil in der andern sonst sehr feudalen Familie irgendwo einmal eine Mesalliance schlimmster Art geschlossen wurde. Das Schicksal weiß aber dieses Malheur durch ein anderes zu korrigieren. Der Freiherr muß erleben, daß seine eigene Tochter sich in Amerika mit einem Neger verheiratet hat, der zwar ein sehr hochgestellter reicher Advokat, aber wie alle Neger von dunkler Gesichtsfarbe ist. Der edle Freiherr muß sich am Schluß des Stückes sogar mit dem *fait accompli* abfinden, daß er Großpapa von zwei schwarzen Enkeln ist.

Besonders wertvoll war die Aufführung. Man kann mit der Rollenbesetzung, mit dem sehr flotten Tempo, mit der Durchführung des Ganzen, wie mit den Einzelleistungen sehr zufrieden sein. Außer Kauer und Plesch ist namentlich auch Herr

Göze zu loben, welcher den Neger in völlig gelungener Weise darstellte. Ich hebe diese gute Leistung um so lieber hervor, als ich schon lange die Überzeugung hatte, daß dieser Künstler nur durch eine etwas stiefmütterliche Rollenverteilung verhindert wurde, die in seinen Engagementgastspielen seinerzeit bewiesene große Fähigkeit zu zeigen. Es ist erfreulich, wenn man an unserm Theater nicht mehr über zu geringe Mittel klagen, sondern mit den vorhandenen etwas Gutes darbieten will. Eine Theaterleitung, die etwas taugt, wird bei uns genügend Mittel finden, um ihre Anstalt die große Rolle spielen zu lassen, die ihr zukommt. Man soll aber nicht bloß von Zeit zu Zeit etwas Gutes, sondern immer nur das Beste bieten.

W. Sch.

Basler Stadttheater. In der Oper wurden als Neueinstudierungen gegeben die „Bohème“ von Puccini in einer sehr gelungenen Aufführung, ferner Bizets „Carmen“, wobei Herr Maier vom Stadttheater in Metz als Gast den „José“ sang. Der Sänger gefiel hier und vorher als „Lohengrin“ in stimmlicher und darstellerischer Hinsicht so gut, daß er für die nächste Saison engagiert wurde. Am 7. Januar wurden noch „Die lustigen Weiber von Windsor“ von Otto Nicolai in einer Aufführung gegeben, in der die meisten Rollen gut besetzt waren. Das Theater ist durch die Abonnenten sehr stark besucht. Demnächst findet ein dreimaliges Gastspiel von Frau Welti-Herzog aus Berlin statt, über dessen Verlauf in der nächsten Nummer der Rundschau berichtet werden wird.

Brl.

Basler Musikleben. Das wichtigste Ereignis der vergangenen Wochen war die Aufführung von Handys „Jahreszeiten“ durch den Basler Gesangsverein unter Hermann Suter. Die Mitwirkung Messchaerts als „Simon“ verlieh der Aufführung besondern Glanz. Der gefeierte Sänger eroberte auch diesmal die Herzen im Sturme. Es ist überflüssig, zum Lobe dieses als Sänger und Vortragskünstler gleich hoch stehenden

Meisters noch etwas zu sagen. — Der „Lukas“ wurde durch den in Basel ebenfalls gut eingeführten Tenoristen Richard Fischer aus Berlin in musikalischer Weise durchgeführt, und die Partie der „Hanne“ war durch Frau Lobstein-Wirz aus Heidelberg — übrigens eine geborne Zürcherin — in stilgerechter Weise vertreten. Der Chor zeigte sich wieder auf der ganzen Höhe seiner Leistungsfähigkeit und ließ keinen Wunsch unbefriedigt, das Feurig-Schwungvolle — Jagdchor —, das Bachantische — Winzerchor —, das Lyrische wie das Majestätische und endlich das Erhabene mit derselben Vollendung wiedergebend. Die Aufführung bewies deutlich, wie sehr diese Musik dem breiten Volksempfinden entgegenkommt, alles war begeistert und elektrisiert, und die zwei Aufführungen — nebst einer vorausgehenden Hauptprobe — gestalteten sich zu einem wahren Fest für Ausführende wie Zuhörer.

Im IV. Symphoniekonzert spielte Konzertmeister H. Meyer ein Violinkonzert von Thieriot zur Feier seiner vierzigjährigen Wirkksamkeit im Basler Orchester. Gewiß ein seltener Fall und um so seltener, wenn der Jubilar noch ein umfangreiches Konzert öffentlich und auswendig zu spielen vermag! Im selben Konzert wurde zum ersten Male die C-Dur Suite von J. S. Bach gespielt; außerdem fand die zweite Symphonie Beethovens eine ausnehmend schöne Wiedergabe. Frau Welte-Herzog sang eine Arie aus „Don Juan“ und Lieder von Schubert mit Orchesterbegleitung (instrumentiert von Buc und Mottl) und wußte das Publikum noch zu großem Beifall hinzureißen, wenn sie auch bereits Anzeichen des Niedergangs zu erkennen gibt. — Das V. Symphoniekonzert war den französischen Komponisten gewidmet: Symphonie phantastique von Berlioz; Debussy: Nocturnes, durchaus eigenartig und neue Bahnenweisend; vom Publikum sehr kühl aufgenommen — was tut's? —, Saint-Saëns: Phaëton. Außerdem sang der

Pariser Tenorist Rodolphe Blamondon Lieder französischer Abkunft; der Künstler verfügt über eine sehr biegsame und edelklingende, dabei trefflich ausgebildete Stimme; er erntete, von Jos. Schlageter klangschön begleitet, warmen Beifall.

Ein am 19. Dezember im Münster von Adolf Hamm, Anna Hegner und Maria Philippi veranstaltetes Weihnachtskonzert brachte Orgelstücke von Bach, Händel und Phil. Wolfrum, ältere und neuere Weihnachtslieder, eine Solo-Violinsonate von Bach, sowie eine Andante aus dem Violinkonzert von Saint-Saëns; außerdem wurden unter Assistenz von Cellist Braun zwei Abendlieder für eine Singstimme, Violine, Violoncell und Orgel von Hermann Suter, op. 8, geboten, die vermöge ihrer Stimmungsgewalt und ihrer Vornehmheit in Form und Inhalt einen tiefen Eindruck machten. Brl.

Im Künstlerhaus Zürich brachte die letzte Serie des abgelaufenen Jahres die übliche Weihnachtserie, die mit rund 130 Nummern beschriftet war. Von neuen Namen fielen mit Hoffnungen weckenden Arbeiten auf vor allem die Maler Wilh. Hartung, Reinh. Kündig und F. Arnold Loup, alle drei Landschaftler mit eigenen Augen und kraftvoller eigener Handschrift. Unter den bekannten Namen exzellierte E. G. Rüegg, der für Feinheit des Tons ungewöhnlich begabt ist und überdies in seine kleinen Bilder jenes Etwas zu legen versteht, das aus dem innern, seelischen Verhältnis des Künstlers zu seinem Objekt stammt. Die Kauflust war erfreulich, kam freilich gerade den originalen Arbeiten weniger zu gut als den andern.

Am 9. Januar begann dann die erste Serie des neuen Jahres. Carl Montag (Winterthur-Paris) stellt hier 22 Bilder aus, die sein entschlossenes, erfreuliches Ausgehen auf starke, aber in sich sorgfältig abgewogene Farbigkeit namentlich in einer Anzahl von Stilleben dokumentieren und deutlich bekunden, daß sich im genauen Verkehr mit der guten modernen

französischen Kunst, nicht mit einem wild und willkürlich und zur herausfordernden, geschmacklosen Pose gewordenen allerneuesten sogenannten Impressionismus sein Auge kultiviert hat. Daß er neben der Landschaft, die namentlich durch eine lichterfüllte, farbenfeine Seinelandschaft ehrenvoll vertreten ist, und neben Blumen- und Früchtenarrangements von reicher koloristischer Haltung auch Figürliches bringt — vor allem einige weibliche Akte — wird man begrüßen als eine wertvolle Erweiterung des künstlerischen Bezirks und der malerischen Aufgaben. Hans Brühlmann bietet eine Anzahl Stillleben von einer bemerkenswerten Wucht des formalen und malerischen Ausdrucks, und in seinen beiden weiblichen Aktfiguren gibt sich ein ausgesprochener Wille zu vereinfachender Monumentalität kund, der nach dem Fresko hinblickt. Bei den Genfern William Müller und Albert Schmidt ist der Einfluß Hodlers unverkennbar; man mag sich die beiden für die Zukunft merken, so gut wie den dritten Genfer H. C. Forestier, der einen nicht gewöhnlichen Farbensgeschmack entwickelt. Aug. Giacometti (Professor an der Zbinden-Akademie in Florenz) ergeht sich in dekorativen Phantasien, bei denen die Farbenakkorde sozusagen alles ausmachen; auch die landschaftlichen Aquarelle sind ganz auf dekorativ ausgebaute Farbenwirkung angelegt.

Die malerische Physiognomie Alice Ballys (Paris) wird durch Amiet bestimmt. Ein resolutes Wollen scheint in der Dame lebendig zu sein. Karl Schobingers gefangener Riese ist koloristisch nicht ohne Frische. Von Josef von Moos sieht man die fleißig durchgebildete Frauengestalt „Not“, die im letzten Sommer in Interlaken hing; seine andern ausgestellten Arbeiten reichen an dieses Bild nicht heran.

Eine Landschaft des letzten Jahr so schmerzlich früh verstorbenen Stuttgarters Otto Reiniger, dessen Andenken gegenwärtig eine große Kollektivausstellung in der Münchner Sezession ehrte, zeigt in durchaus origineller Auffassung und in schwerem, wuchtigem Vortrag den Rheinfluss.

Elisabeth Altenburger widmete dem Kellerschen Märchen von Spiegel dem Rätzchen eine artige Folge von drei Holzschnitten. Evert van Munden erhärtet mit einer Reihe von Radierungen aufs neue sein virtuoses Können.

Eine reiche Kollektion von technisch ungemein geschickten Farbenholzschnitten prägt den Namen Carl Thiemanns (in Dachau) ein. Der schon genannte H. Brühlmann zeigt neuerdings an einer Anzahl Objekten, daß er als Schmuadbildner über einen selbständigen, kräftig gestaltenden Geschmack gebietet. H. T.

Literatur und Kunst des Auslandes

Der Streit um Leonardos Flora. Der Streit um die Leonardobüste spielt nun schon seit Wochen. In Erwartung der sachtechnischen Untersuchung wurde der Fall an dieser Stelle noch nicht berührt. Ein auch nur annähernd richtiges Urteil erscheint dem Fernerstehenden eine Unmöglichkeit, die leider nur allzu rasch zur schreienden Möglichkeit mit einem leisen Stich ins Politische sich auswachsen sollte.

Generaldirektor Dr. Wilhelm Bode hat vor einiger Zeit bei einem Londoner Antiquar eine Wachsbüste um den Preis von 160,000 Mark erworben. Die Echtheit dieser Büste aber, die dem Kaiser Friedrichs Museum in Berlin zur Zierde werden sollte — denn Wilhelm Bode sah in ihr ein Werk Leonardesker Kunst — wurde namentlich durch eine vom „Daily Mail“ aus leicht verständlichen Gründen